

TIERE

Kurzgeschichten

Herausgegeben von

RAFIK SCHAMI



Sechs Sterne | ars vivendi

ars vivendi[ⓧ]

TIERE

Kurzgeschichten

Sechs poetische Stimmen
Nach einer Themenidee von Nataša Dragnić
Herausgegeben von Rafik Schami

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Februar 2016
© 2016 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg
unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/KNSY Bande
Druck: Legra, Krakau
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier
Printed in the EU

ISBN 978-3-86913-624-0

Tiere

Inhalt

Nataša Dragnić	
Die Unbeschwertheit des Himmels	9
Michael Köhlmeier	
Sechs Tiermärchen	29
Monika Helfer	
Cosima und ich	65
Root Leeb	
Metamorphosen	81
Franz Hohler	
Die Katze	111
Rafik Schami	
Zwei Geschichten	125
Nachwort des Herausgebers	
Von Menschen und anderen Tieren	156
Die Autorinnen und Autoren	172

Nataša Dragnić
Die Unbeschwertheit
des Himmels

Die Unbeschwertheit des Himmels

Eines Morgens.

Ich erinnere mich noch genau. Eines Morgens, ich war vier Jahre alt, stand ich auf einem Bänkchen vor dem Spiegel im Badezimmer. Grün. Alles war grün. Grasgrün, smaragdgrün. Grün und federweich. Ich neigte den Kopf nach links, nach rechts, die schwarzen Augen folgten, ohne zu blinzeln. Der orangegelbe Schnabel. Ich machte ihn auf, und nichts kam heraus, kein Wort, nur ein Ton, wie bei einer Vogelwasserpfeife. Zu meinem vierten Geburtstag habe ich von meiner Oma eine bekommen. Man pustete in ihren gefächerten Schwanz hinein, und in ihrem Keramikbauch gluckerte das Wasser, und ein Piepsen war zu hören, ein Piepsen, das mich entzückte. Meine Mutter mochte es nicht, zu viel verschüttetes Wasser auf dem Parkettboden. Bald durfte ich nur noch im Freien mit ihr spielen, was ich nicht tat: Ich hatte Angst, sie fallen zu lassen. Ich hatte Angst, sie würde auf dem harten Asphalt vor unserm Wohnhaus zerbrechen. Ich hatte sie auf das Regal neben meinem Bett gestellt und sie vergessen, wie es nur ein vierjähriges Kind kann. Aber jetzt, mich im Spiegel betrachtend, erinnerte ich mich kurz daran, nur wegen dieses merkwürdigen Tons, der aus meinem glitzernden Schnabel kam. Tief und dunkel. Ich breitete die Flügel aus. Meine Brust war rot, ein kräftiges Rot, das mich an das Kleid meiner Mutter denken ließ, das Kleid, das sie noch nie anhatte, das in ihrem Schrank hing und sie angeblich vorwurfsvoll ansah, jedes Mal, wenn sie ihn aufmachte. Ich verstand es nicht. Ich hatte es geprüft, und es war nichts geschehen, absolut gar nichts: Das Kleid hing leblos und augenlos

zwischen den anderen Kleidern meiner Mutter, und das Einzige, wodurch es sich von diesen unterschied, war das knallige Rot, so rot, als würde der Schrank brennen. Ich bewegte die Flügel, es fühlte sich leicht an. Ich hob ab, ganz wenig, aber genug, um meinen langen Schwanz zu sehen. Ich drehte eine Pirouette, und er schlug auf das Becken, streifte die Badewanne, blieb fast an der offenen Tür der Waschmaschine hängen. Ich landete wieder sanft auf der Bank, während sich meine Kopfschuppen aufstellten, wie eine Haube sahen sie aus. Ich fand es lustig, richtete sie immer wieder auf. Wild sah ich aus, wild, aber nicht gefährlich. Und auch wenn unser Badezimmer vollkommen weiß und ich beinahe vollkommen grün war, fühlte ich mich gut versteckt, außer Gefahr, als könnte mich niemand finden. Mir meine Federn, meine wunderschönen langen Schwanzfedern entreißen. Ich blinzelte ein paarmal und entdeckte die roten Pünktchen in meinen Augen, ich neigte mich über das Waschbecken, kam dem Spiegel näher. Ja, tatsächlich rot. Taubengroß und prächtig, so war ich in dem Augenblick, an dem frühen Nachmittag. Während meine Eltern im Schlafzimmer stritten, der Holzboden knarrte und etwas in die Brüche ging. Aber ich war in Sicherheit, verschwand unter den weißen Fliesen und Kacheln und zwitscherte mal tief, mal schrill, an meine Wasserpfeife denkend. Während meine Mutter weinte, ganz laut und ohne Zurückhaltung, und mein Vater auf die Möbelstücke schlug. Jedenfalls dachte ich, er wäre das, diese dumpfen Schreie des Bettes, der Kommode unter dem Fenster, des Schrankes. Dunkles Holz, das älter war als ich, viel älter, was nicht schwierig war. Ich war erst vier. Erst vier, und schon so schön grün. Erst vier, und schon flügge.

Als ich dann mit sieben Jahren endlich *Mein großes Buch der Weltvögel* zu Weihnachten bekam, erkannte ich mich sofort, mein Ich von damals. Ich sah mich auf einem hell-

braunen Zweig hocken, ein wenig angespannt, kein roter Punkt im Auge, das Grün meiner Federn mit dem Grün des Urwalds verschmolzen. Ein Kammtrogon. Ein *Pharomachrus antisianus*. Ich wunderte mich nicht. Über nichts wunderte ich mich. Mit vier Jahren schon hatte ich alles selbstverständlich gefunden. Mit sieben Jahren wusste ich dann auch, dass ich alles sein konnte, jeder Vogel. Alle Vögel der Welt waren bei mir zu Hause. Und mein Zuhause war der Himmel.

Mit meinen vier Jahren wunderte es mich aber auch nicht, dass niemand sich über mein Aussehen wunderte. Über meine Unfähigkeit zu sprechen, mein buntes Gefieder. Alles war wie immer. Nachdem zuerst meine Mutter das Schlafzimmer verlassen hatte und ohne anzuklopfen ins Badezimmer hereingestürmt war, und kurz danach auch mein Vater. Wir standen alle drei in dem kleinen weißen Raum und taten so, als würden wir einander nicht bemerken oder als wäre alles ganz normal, die geröteten, verheulten Augen, die strähnigen, zerzogenen Haare meiner Mutter; und das blasse, fast weiße Gesicht, die roten zerkratzten Fäuste meines Vaters; und meine eigene Pracht, die sich im Spiegel wie in einem anderen Universum langsam und anmutig bewegte. Es wurde nicht geredet. Das Wasser lief in Strömen, was mir besonders auffiel, denn mein Vater achtete sehr darauf, dass nichts, aber wirklich gar nichts verschwendet wurde. Geizig würde ich ihn nicht nennen. Ich nicht. Aber meine Mutter zum Beispiel. Eben deswegen fand ich es seltsam, dass er nichts sagte, sie nicht einmal schief ansah, als sie das Wasser in der Badewanne einfach laufen ließ, auch als sie sich schon aufgerichtet hatte und ihr Gesicht im Handtuch versteckte. Mein Vater räusperte sich, nur das tat er, er räusperte sich, zog an meinem linken Flügel, als wäre das ganz normal, als wäre es ganz selbstverständlich, dass seine Tochter

Flügel hatte. Er räusperte sich und ging in die Küche, wo er anfang, das Abendessen zuzubereiten, laut und unüberhörbar und voller Protest, voller Widerstand. Sie litten, sie mussten leiden, das war klar, all die Töpfe und Pfannen und danach die Teller und das Besteck. Sie mussten dafür bezahlen, und sie taten es ohne Widerrede. Als wir Stunden später am Tisch saßen und zu Abend aßen, sagte meine Mutter nichts, als ich mir mit meinem orangegelben Schnabel geräuschvoll die Fleischbrocken herauspickte und Rigatoni in einem Stück hinunterschlang. Zweimal legte sie lediglich ihre Hand auf meine grüne Haube und ließ sie da liegen, als wäre sie für jegliche Zärtlichkeitsbekundung eigentlich zu erschöpft. Mein Vater redete nicht mit mir. Auch nicht mit meiner Mutter. Er schmatzte sehr laut, und dann war der Tag schon vorbei, und ich zog mich in mein Nest zurück. Mein Schwanz hing hinaus, lang und unbedeckt, und berührte den Boden.

Eines Abends.

Ich kam eines Abends von meinem Musikunterricht nach Hause, ich war erst fünf geworden, aber Musik war schon mein ganzes Leben. Ich sang und spielte Klavier. Vor allem sang ich. Und die Welt hörte zu: Ich sah die Welt in der ersten Reihe sitzen, die Welt saß in der ersten Reihe und lächelte mir wohlwollend zu. Und dann, eines Abends, machte ich die Haustür auf, meinen Kopf und meinen Körper meiner Oma zugewandt, sie hatte mich, wie so oft, abgeholt. Ich lachte, sie konnte mit mir nicht Schritt halten, ich flog buchstäblich die Treppe hoch, sie staunte und wunderte sich über meine Flinkheit. Ich trat in den Flur, trillerte immer noch, gluckste. Alles war dunkel, kein Licht, in der ganzen Wohnung nicht. Ich blieb stehen, rief nach Oma, sagte, sie solle sich beeilen. Dann erschien meine Mutter in der Küchentür, ihr Gesicht ebenfalls dunkel.

Es war Sommer, und sie hatte ein leichtes helles Kleid an, aber ihr Gesicht, ihr ganzer Kopf war von Dunkelheit verschlungen. Kein Licht brannte in der ganzen Wohnung, und dennoch sah ich es. Auch in der Finsternis sah ich die blauen Schatten um ihre Augen, vor allem um ihr linkes Auge, blau war der Schatten und funkelte. Wie selbstverständlich. Wie, als wäre nichts. Ich fing an, von dem Lied zu erzählen, das ich an dem Tag gelernt hatte, ich erzählte und erzählte und hörte nur das Zwitschern, das aus meinem Schnabel strömte, strömte und fiel, ein Wasserfall an Tönen. Ein Seitenblick genügte, und ich bemerkte meine Flügel, ein Zittern, kleine winzige Flügelschläge wie ein Zittern. Und blau, türkisblau, königsblau. Der Oberkopf blau gebändert. Leuchtend blau wie das neue Lied. Blau wie das Gesicht meiner Mutter. Meine Oma schob mich zur Seite, ich flatterte weg, verströmte die blauen Noten in den Flur, in die Küche, ins Wohnzimmer, ließ sie um das blaue Gesicht meiner Mutter schweben, ein Küsschen hier, ein Küsschen da. Meine Mutter legte sich die Hände aufs Gesicht, als hätte ich sie verletzt, mit meinem langen Schnabel gestochen, ihr Gesicht blau gefärbt. Sie ließ sich von der Oma umarmen, lehnte die Stirn auf Omas Schulter, und weil sie so viel größer war als Oma, sah sie gebrochen aus, als wäre ihr ganzer Körper samt Haaren, die zu ordentlich waren, so ordentlich, als würden sie ihr nicht gehören, blau geworden. Ein Meer aus gebrochenem Blau. Und ich über diesem Wasser, fröhlich singend, ungehört, kaum wahrgenommen, schaukelte hin und her, hin und her und wünschte mir ein Vogelbuch zu Weihnachten. Ich wartete geduldig, schwang meine Flügel, flog niedrig und geradlinig und bekam es dann auch. *Deutschlands Vögel* hieß das große Buch und war voller großartiger Bilder. Und der Eisvogel hatte einen besonderen Platz darin, und ich lächelte zufrieden, als ich mich sah. Gleich zwitscherte ich

los und überflog die nassen Oberflächen unbemerkt, fast wie ein Fliehender, ein Meister im Verschmelzen mit dem Blau um mich herum. Ein kühner Taucher. Ein leichtflügeliger Jäger.

Als ich am Heiligabend mit meiner Oma das Buch durchblätterte, erzählte sie von ihrer ersten Begegnung mit dem Eisvogel. An der Nordsee war das gewesen, da war die Oma noch ein Mädchen, hatte weder mich noch meine Mutter gehabt, ein Buch im Schoß, aber gelesen hatte sie nicht, sie hatte auf das Meer geblickt, Möwen beobachtet, als plötzlich, so unerwartet, dass es ihr die Sprache verschlug, nicht einmal einen winzigen Schrei brachte sie heraus – ein Vogel auf ihrem Knie landete. Einen Augenblick nur blieb er da sitzen, einen Nicht-der-Rede-wert-kurzen-Augenblick. Sie sahen sich in die Augen, der Vogel und das Mädchen, das später, viel später meine Großmutter wurde. Blau. Das war das Einzige, woran sie sich noch erinnern konnte, als ihre Mutter aus dem Strandkorb hochsprang, ihr Buch fallen ließ und schrie: »Ein Eisvogel!«, und der Eisvogel im gleichen Moment abflog. Ab zum Wasser, ab zu den Wellen. Auf und davon. Das Mädchen fing an zu weinen, so plötzlich war alles geschehen, und weinte noch heftiger, als ihre Geschwister, alle älter, viel älter als sie, sie auslachten, ihre Tränen auslachten. Ich saß auf ihrem Schoß, ihre Finger bedeckten das Bild des Eisvogels, und ich legte meinen Flügel darauf und wünschte mir, wünschte ihr, sie würde mich sehen, wirklich sehen, und sich über ihren Eisvogel freuen. Ich machte mich noch kleiner, als ich war, versteckte den Schnabel unter dem Flügel und kuschelte mich entschlossen an die nach Plätzchen riechende Weichheit meiner Großmutter, als wäre sie mein Nest und ich ihre Kindheit. Alles selbstverständlich, alles angenommen.

Eines Tages.

Eines Tages in der ersten Klasse hob in der ersten Reihe der schwarzhaarige Junge neben mir die Hand und ließ sie auf meinen Kopf fallen. Laut fiel die Hand, knallte sogar und hallte wie ein Schrei. Die Überraschung war fast so groß wie der Schmerz. Ich sah in seine Augen, in seine Pupillen, und dachte, eine Lachmöwe in dem Spiegelbild entdeckt zu haben, aber nur für einen kurzen Augenblick. Mir schien es, als könnte ich meine dunkle Kapuze und den tiefroten Schnabel sehen. Schon hörte ich laute, gackernde Rufe. Schon erhob ich mich elegant und wendig und war dabei, davonzugleiten. Als der Junge blinzelte und ich erschrocken schluckte und mein Körper schmerzte und auf dem Stuhl sitzen blieb und in sich sank. Klein wurde, immer kleiner. Kleiner als Hummelkolibri ging aber nicht. Kleiner als Bienen- oder Elfenkolibri. Kleiner als Bienen- oder Kubaelfe. Kleiner als *Mellisuga belenae* ging einfach nicht. Unsichtbar ist gut. Unsichtbar ist manchmal sehr gut. Kein Grund, sich zu schämen. Für den Rest des Tages verschwand ich. Ich hörte die Lehrerin nach mir fragen, eine Suche starten, die Direktorin informieren, meine Mutter wurde angerufen. Während ich die ganze Zeit umhersummte, meine Flügel bibberten, mein Herz raste und ich unzählige Orte fand, um mich zu verstecken. Nachdem die erste Angstwelle von meinen Flügelschlägen zerstreut worden war, genoss ich die vollkommene Anonymität. Mein Kopf schmerzte an der Stelle des Knalls. Ich hörte den Schlag immer noch und immer wieder. Aber ich war in Sicherheit, und das war das Wichtigste, und keine Hand und keine Faust konnte mir etwas antun, während ich der Lehrerin und anderen Suchenden folgte und mich über die Tränen des schwarzhaarigen Jungen freute, der bei der Direktorin sitzen bleiben und auf seine Mutter warten musste. Rotz lief ihm aus der Nase, und ich dachte, dass

das alles seine Richtigkeit hatte und dass jeder bekommt, was er verdient. Das dachte ich, noch ein Mädchen damals, erst sechs Jahre alt. Meinen grünen Kopf hielt ich gesenkt, hatte Angst, jemand könnte meine Gedanken erraten, mir meine Schadenfreude übel nehmen. Mich bemerken und entlarven und verstehen.

Als meine Mutter das Lehrerzimmer betrat, aufgeregt und stumm, brachte mich ihr weißes Gesicht, das keine einzige blaue Spur, nicht einmal andeutungsweise, preisgab, zum Weinen. Der Knall, der Schlag. Ich vergaß ihn für einen Augenblick, suchte in den Augen meiner Mutter nach etwas, ich weiß nicht, wonach, ich suchte und fand es nicht und suchte und tat dann so, als hätte ich es gefunden, denn ich wurde hungrig, der Tag war lang und voller unerwarteter Momente gewesen, und ich wollte nach Hause, und wenn das hieß, ich musste so tun, als ob ich das, was ich suchte, gefunden hätte, dann würde ich es tun. Also tat ich es, und ich berührte die Hand meiner Mutter, ganz leicht und doch mit einem gewissen Nachdruck, sodass sie es auf keinen Fall überfühlen konnte, mich ansehen, meinen Flügel anfassen musste. Alle sprechenden Mäuler verstummten. Meine Mutter nahm mich nach Hause mit. Sie drohte nicht, sie beschwerte sich nicht, sie sah mich gelegentlich von der Seite an, schüttelte den Kopf, aber nicht über mich, nein, das wusste ich, das war vollkommen klar. Sie ging schnellen Schrittes, bald waren wir zu Hause, und sie schickte mich auf mein Zimmer. Ich schwebte davon, mein Herz stürmte in meiner winzigen Brust. Die Stunden vergingen. Mein Vater kam von der Arbeit nach Hause, ich hörte sie in der Küche reden, verstand aber nichts, meine Mutter hatte die Tür geschlossen. Das Abendessen war fertig, ich konnte es riechen, doch keiner kam mich holen. Die Stimmen wurden lauter, und ich dachte an die Gerichte, die mein Vater wahrscheinlich

mit wenig Lust und noch weniger Liebe zubereitet hatte. Alles umsonst. Und das war dann der einzige Augenblick, in dem ich glaubte, dass es vielleicht doch besser gewesen wäre, eine Lachmöwe geblieben zu sein.

Erst am nächsten Morgen kam meine Mutter in mein Zimmer und schickte mich ohne ein Wort in die Schule. Mein Vater war schon weg. Er hatte eine kleine Zeichnung in meiner Schultasche hinterlassen, die ich erst in der Pause entdeckte.

In den nächsten Jahren.

Ich wurde so viele verschiedene Vögel in den nächsten Jahren, ich kann mich nicht an alle erinnern. Ein Streit, ein Vogel. Ein schiefer Blick, ein Vogel. Ein falsches Wort. Ein lautes Wort. Ein blaues Auge und ein gebrochener Arm. Eine Angst, die in Erfüllung ging. Ein Schlag, ein Vogel. So viele Vögel. So viele Lieblingsfarben, Lieblingsgrößen. Der Mauerläufer, der nicht singen, nur pfeifen kann, aber leuchtend rote Flecken an den Flügeln hat. Oder das Wintergoldhähnchen mit seinem gelben Fleck auf dem Oberkopf, so winzig klein, so nützlich beim Versteckspielen. Als Gelbhaubenkakadu ging ich zur Hochzeit einer Cousine von mir und stahl ihr in meinem elfenbeinweißen Kleid die Show, nichts anderes hatte sie aber auch verdient. Wenn ich böse war, wurde ich Takahe oder Kaka, blickte hart und gehässig um mich. Ich wechselte mein Gefieder wie meine Unterwäsche. Und ich flog. Ich flog über die Stadt, ein richtiger Jäger, ein Kampfadler, und über den Wolken, ein Schakalbussard, und vor allem über den Köpfen der Menschen, die mir nahe standen, ein Singhabicht. Aber wohin auch immer meine Flügel mich brachten, ich kehrte wieder zurück, nach Hause, in mein Zimmer, das ich mit niemandem teilen musste, denn es gab niemanden, mit dem ich es hätte teilen können. Es gehörte alles mir. Die vier Wände

und das Bett und der Schrank und der Nachttisch und das Regal und der Schreibtisch und der Schreibtischstuhl und der Sessel. Als ich elf wurde, bat ich meine Mutter, mir einen großen Spiegel zu kaufen. Sie sagte zuerst nichts, ich glaube, sie hatte es nicht verstanden. Sie sah mich nur enttäuscht an, als wäre mein Wunsch zu oberflächlich oder gewöhnlich oder trivial oder mädchenhaft oder übertrieben oder alles auf einmal gewesen. Sie sah ihre Mutter an, auch ich sah Oma an, sie schwieg, lächelte, aber schief. Meine Mutter zuckte mit den Achseln, und zu Weihnachten bekam ich einen Standspiegel. Ich sang vor Glück und vor Trauer, ich sang einfach immer. Ich betrachtete meinen Körper beim Singen, entschlossen, mir jede seiner Bewegungen zu merken und festzuhalten. Am Notenständer am Klavier befestigte ich einen kleinen runden Spiegel, in den lediglich mein Mund hineinpasste. Mein Schnabel. In allen Farben und Formen und Ausführungen. Selten, nur sehr selten konnte ich darin beobachten, wie sich meine Lippen verhärteten, verlängerten, vergrößerten, anspitzten. Wie sie sich öffneten und kein Lied herauskam, nur Töne in allen Lagen und Längen und Farben. Laut wie ein Zaunkönig, mehrstimmig wie ein Rotsichelspötter, variationsreich wie ein Rotaugenlaubwürger. Aber ob bezeugt oder nicht, selbstverständlich war sie weiterhin, diese Verwandlung. Es nicht mitzubekommen, genauso. Ich war die singende Königin der Lüfte. Eine fliegende Callas.

Eines Tages.

Eines Tages verliebte ich mich. Eines Tages kam ich zu meinem Gesangsunterricht und verliebte mich. Ich kam zu meinem Gesangsunterricht, und da stand er. Ein Unbekannter. Ein Ersatzlehrer. Lediglich eine Vertretung. Mit dem schmalen Rücken zu mir schaute er aus dem Fenster, erwiderte nicht meinen Gruß. Ich blieb neben dem Klavier

stehen, ein achtzehnjähriges Mädchen, eine schüchterne junge Frau. Ein graues Nichts ohne Gefieder. Schon flatterte ich sanft, flatterte tonlos, wechselte die Kleidung, war schon dabei, den Mund zu spitzen, als er sich umdrehte und ich alles fallen ließ, alle Federn fächelten von mir ab. Sein Blick. Seine Augen. Ich blieb. Mein Bleiben nahm kein Ende. Ich schlug Wurzeln. Ich vergaß den Kampfäufer im Frühjahr und den Kiebitz mit seiner steilen Stirn. Was kümmerte mich der Merlin, wenn er nicht zaubern konnte? Oder die Schwarzkopfruderente mit ihrem blauen Schnabel? Keine blauen Flecken mehr. Die blaue Arie war zu Ende. Kein Applaus. Keine Verbeugung. Vom Vorhang erschlagen. So vertrieb der Blick dieses Mannes die Farbe Blau aus meinem Leben. Aus meinem Gesang. Er sagte kein Wort. Er stellte sich nicht vor und fragte nicht nach meinem Namen. Er setzte sich ans Klavier und fing an zu spielen. Er fragte nicht, was ich bis jetzt gesungen, was ich geübt hatte, er fragte nicht nach meinem Wunsch, meinem Lieblingslied, er spielte einfach los, leichtfingrig und selbstsicher und erwartete offensichtlich, dass ich ihm genauso selbstsicher und leichtstimmig folgte.

Ich tat es nicht. Ich verharrte in meiner Stummheit wie ein Neugeschlüpftes in seinem Nest. Und er spielte. Nach einer Stunde stand er auf und verließ den Raum, und ich glitt zu Boden und atmete aus. Wir wiederholten das dreimal. Das vierte Mal sagte ich, wie ich hieß. Er nickte und sah mich an wie das erste Mal. Seinen Namen verriet er nicht. Sie heißen Sebastian Pirol, sagte ich. Ein Pirol brütet in ganz Europa bis Finnland und Südschweden, ist zwischen 22 und 25 cm groß, die Flügelspannweite beträgt 35 cm, das Gewicht 55 g, Lebensdauer bis 5 Jahre, sein Ruf ist rau und heiser, sein Gesang besteht aus kräftigen, melodischen Flötentönen, der Körper ist lang und schlank, das Gefieder lebhaft gelb und tiefschwarz, der Schnabel rosa-

Die Autorinnen und Autoren

Nataša Dragnić wurde 1965 in Split (Kroatien) geboren. Nach dem Germanistik- und Romanistikstudium in Zagreb schloss sie eine Diplomatenausbildung ab. Seit 1994 lebt sie in Erlangen und war viele Jahre als freiberufliche Fremdsprachen- und Literaturdozentin tätig. Ihr Debüt *Jeden Tag, jede Stunde* erschien in rund 30 Sprachen, ihr zweiter Roman *Immer wieder das Meer* wurde 2013 veröffentlicht, ebenfalls in mehreren Übersetzungen. Sie erhielt den IHK-Kulturpreis der Stadt Nürnberg 2012, den August Graf von Platen Förderpreis 2013 und den italienischen Premio Fondazione Francesco Alziator 2013. Im Frühjahr 2016 erscheint ihr neuer Roman *Der Wind war es*.

Michael Köhlmeier, 1949 in Hard am Bodensee geboren, lebt als Schriftsteller in Hohenems (Vorarlberg) und Wien. Er schreibt Kurzprosa, Lyrik, Bühnenstücke, Drehbücher sowie Hörspiele und hat zahlreiche Romane veröffentlicht, darunter *Abendland* (2007, Finalist beim Deutschen Buchpreis), *Madalyn* (2010) und *Die Abenteuer des Joel Spazierker* (2013). Mit *Zwei Herren am Strand* war er 2014 auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis vertreten. Michael Köhlmeiers Werke sind in mehreren Sprachen erschienen, er ist Träger etlicher Literaturpreise.

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt als Schriftstellerin mit ihrer Familie in Vorarlberg. Sie hat Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht, zuletzt *Bevor ich schlafen kann* (2010), *Oskar und Lilli* (2011), *Die Bar im Freien – Aus der Unwahrscheinlichkeit der*

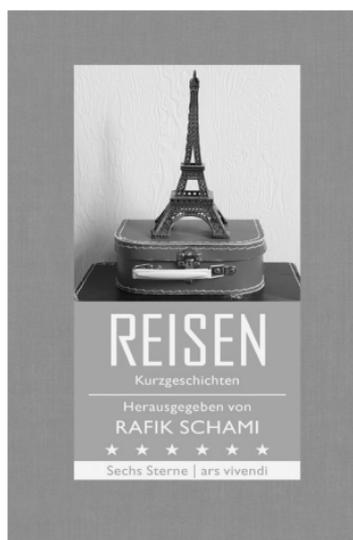
Welt (2012) und *Die Welt der Unordnung* (2015). Gemeinsam mit Michael Köhlmeier veröffentlichte sie 2010 *Rosie und der Urgroßvater*. Für ihre Arbeiten wurde sie unter anderem mit dem Robert-Musil-Stipendium (1996) und dem Österreichischen Würdigungspreis für Literatur (1997) ausgezeichnet.

Root Leeb, 1955 in Würzburg geboren, studierte Germanistik, Philosophie und Sozialpädagogik. Sie arbeitete zwei Jahre als Deutschlehrerin für Ausländer, danach sechs Jahre als Straßenbahnfahrerin in München. Heute lebt sie als Autorin, Malerin und Zeichnerin in Rheinland-Pfalz. Bei *ars vivendi* erschien 2001 *Mittwoch Frauensauna*, 2003 folgte *Tramfrau – Aufzeichnungen und Abenteuer der Straßenbahnfahrerin Roberta Laub*, 2012 ihr Roman *Hero – Impressionen einer Familie*, 2013 *Die dicke Dame und andere kurze Geschichten* und 2015 ihr Roman *Don Quijotes Schwester*.

Franz Hohler, 1943 in Biel geboren, aufgewachsen in Olten, studierte fünf Semester Germanistik und Romanistik in Zürich und arbeitet seither freischaffend für Bühne, Radio und Fernsehen. Er lebt mit seiner Frau in Zürich, schreibt Erzählungen, Romane, Gedichte, Kabarettprogramme, Theaterstücke und Kinderbücher. Zuletzt wurden von ihm veröffentlicht: *Gleis 4* (Roman, 2013), *Der Autostopper* (gesammelte kurze Erzählungen, 2014), *Ein Feuer im Garten* (kurze Erzählungen, 2015), *Es war einmal ein Igel* (Kinderverse, 2011), *Die Nacht des Kometen* (Erzählung für Kinder, 2015).

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, wanderte 1971 in die Bundesrepublik aus. Er studierte Chemie in Heidelberg und schloss sein Studium 1979 mit der Promotion ab. Heute zählt er zu den bedeutendsten Autoren deutscher Sprache. Seine Bücher erschienen in 28 Sprachen und wurden mit vielen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Hermann-Hesse-Preis, dem Chamisso-Preis, dem Nelly-Sachs-Preis und dem Preis gegen das Vergessen und für Demokratie. Seit 2002 ist Rafik Schami Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Veröffentlichungen u. a.: *Eine Hand voller Sterne* (1987), *Erzähler der Nacht* (1989), *Die dunkle Seite der Liebe* (2004), *Damaskus im Herzen und Deutschland im Blick* (2006), *Das Geheimnis des Kalligraphen* (2008), *Eine deutsche Leidenschaft namens Nudelsalat* (2012), *Die Farbe der Worte* gemeinsam mit Root Leeb (*ars vivendi*, Jubiläumsausgabe 2013), *Sophia oder Der Anfang aller Geschichten* (2015).

Sechs Sterne für die Kurzgeschichte



Rafik Schami (Hrsg.)

Reisen

Kurzgeschichten

Nach einer Themenidee von Franz Hohler

Hardcover, 192 Seiten

ISBN 978-3-86913-498-7

Ein Band, dessen Kurzgeschichten das Thema *Reisen* umkreisen, es erkunden, im Innen und Außen erfahrbar machen, lebendig gestalten, facettenreich beleuchten, mit sprachlicher Virtuosität funkelnd erhellen, in poetischem Ton feiern. Ein Band, der zugleich auch die so ausdrucksstarke Gattung der Kurzgeschichte im deutschsprachigen Raum aus dem Dunkel holt, ins rechte Licht rückt, würdigt, mit einer literarischen Hommage feiert.

Mit Beiträgen von Franz Hohler · Root Leeb · Monika Helfer ·
Michael Köhlmeier · Nataša Dragnić · Rafik Schami

»Ein Band voller Liebeserklärungen an eine der feinsten
Erzählkünste«

Esther Willbrandt, *Radio Bremen*

»Eindrucksvoll«

Leonie Berger, *SWR*

Sechs namhafte Schriftstellerinnen
und Schriftsteller auf der Spur der **TIERE**
um uns herum und in unserem Innern –
in klugen, kunstvollen Kurzgeschichten:

- ★ Nataša Dragnić
- ★ Michael Köhlmeier
- ★ Monika Helfer
- ★ Root Leeb
- ★ Franz Hohler
- ★ Rafik Schami